

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 247 (1974)

Artikel: Die Schnaps-Probe
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schnaps-Drobe

Von Peter Kilian



Illustrationen von Heiner Bauer, Bolligen

Über zwei ausgetretene Sandsteinstufen gelangte man zuerst in einen düsteren Hausgang, in dem es immer unangenehm roch: nach feuchtem, saurem Mörtel und dem italienischen Wein, der in der «Weissen Rose» ausgeschenkt wurde. In diese Wein- und Bierwirtschaft brachte ich an den Samstagnachmittagen das «Grüne Heft», eine Familienzeitschrift mit den üblichen Aktualitäten, den idyllischen Stimmungsbildern mit verträumten Weihern, Baumalleen und Burgruinen; mit Ansichten aus den Bergen, bärtigen Sennen und Viehherden, hübschen Trachtenmädchen und strickenden Grossmüttern. Und selbstverständlich fehlten auch die sentimentalsten Fortsetzungsromane aus gräflichen Lebenssphären nicht. Es war ein Nebenverdienst, der das knapp bemessene Haushaltungsgeld meiner Mutter um ein paar Franken mehrte. Das Heft kostete vierzig Rappen, und wenn die Abonnenten ein gutes Herz hatten oder in guter Laune waren, was ja nicht dasselbe ist, dann kam ein Fünfer oder sogar Zehner als Trinkgeld hinzu. In der «Weissen Rose» wurde mir ein Zehner geschenkt, egal ob die Wirtsfrau guter oder schlechter Laune war.

Sie hatte eine rauhe, fast männliche Stimme, und sie war eine fraglos stattliche Erscheinung. Es hört sich zwar ein wenig geschmacklos an, aber

eine gleichsam hoheitsvolle, wenn nicht gar königliche Haltung war dieser bemerkenswerten Pintenwirtin eigen. Ihre schönen Haare (rotbraun wie Föhrenrinde im Morgenlicht!) trug sie kunstvoll hochgetürmt, und geschmückt waren sie mit prächtigen Kämmen. Ihr Gesicht war unschön, wenn nicht gar hässlich, und floss mir unbehagliche Gefühle ein. Es war, doch das wusste ich natürlich erst viel später, das Gesicht einer verbitterten und gefühlsherben Frau.

Wenn ich ihr das Heft eingeschüchtert überreichte, griff sie lässig in ihre Schürzentasche, schöpfte eine Handvoll Kleingeld heraus und zählte mir einen halben Franken auf den offenen Handteller. «Schon gut», pflegte sie trocken zu sagen, wenn ich mich mit errötender Inbrunst bedankte.

Über nochmals zwei Stufen hinunter gelangte man in das Wirtslokal, in dem ein paar unansehnliche Tische standen und gleich beim Eingang linker Hand das obligate Büffet. Der Ausschank war mit funkelndem Kupferblech überzogen. Die zwei hohen Fenster liessen sich ebenerdig nach der Strassenseite öffnen, vielmehr hätte man sie öffnen können, denn ich habe sie nur geschlossen in Erinnerung. Deutlich erinnere ich mich auch an die bis auf den Boden reichen-

den weinroten Vorhänge. An der fensterlosen Wand gegenüber hing in einem vergoldeten Prunkrahmen ein Bild, auf dem die Brauerei zu bewundern war, deren Bier in dieser Wirtsstube abgezapft wurde. Es war der einzige Wandschmuck in dem getäferten Raum, der vom Rauch dunkel und düster geworden war, wenn man vom Jassreglement und Lokalfahrplan absehen will.

Die Serviertöchter (damals waren es noch schlichtweg Kellnerinnen) wechselten in der «Weissen Rose» beinahe wie das Wetter im April. Und doch waren sie sich alle irgendwie ähnlich wie Schwestern. Alle trugen sie ihre enganliegenden Fähnchen aus schwarzem Satin, die nach einer vermutlich stillschweigenden Übereinkunft nur bis zu den Kniekehlen reichen durften, und zwar auch dann, wenn die Beine der Kellnerin nichts weniger als wohlgeformt waren. Ferner hatten sie kaum taschentuchgrosse, weisse Schürzchen umgebunden und darunter, versteckt auf dem Schoss, die Geldtasche. Zumeist jung, hübsch frisiert und geschminkt, trugen die Mädchen auch in die Augen fallenden Schmuck, und arglos wie ich war, zweifelte ich die Echtheit dieser blitzenden Geschmeide nicht an. Aber auch in einer anderen Hinsicht war ich arglos; ich glaubte nämlich, diese Serviererinnen hätten wirklich nichts anderes zu tun, als die Gäste mit reeller Tranksame zu bedienen.

Mit verlegener Beklommenheit betrat ich jeweils dieses Absteigequartier König Alkohols, doch zum Unbehagen und einer gewissen Scheu gesellte sich auch etwas eigentümlich Anlockendes: die abgestandene Wirtshausluft und die Männer, die sich darin wohlfühlten, die da wie Wesen aus einer anderen Welt Wein oder Bier tranken, leidenschaftlich disputierten, lärmten, einander anschrien, mit knallenden Knöcheln Karten spielten oder auch nur dumpf vor sich hinstiarten.

Der «Weissen Rose» gegenüber zog sich der über zwei Meter hohe Palisadenzaun der Fabrik hin, und dahinter erhob sich die fensterlose Backsteinmauer einer langen Werkhalle. Und hinter dieser Mauer summten Tag und Nacht pausenlos die Transmissionen.

Als ich an einem Samstagabend im November

mit meiner Wachstuchtasche auf dem Rücken in die Fabrikstrasse einschwenkte, vermochte das Licht der Laternen den Nebel kaum zu durchdringen. Aber ich war guter Dinge, denn in allen Häusern hatte man mich freundlich empfangen, nirgends war man mir den kleinen Betrag schuldig geblieben, und ein paar zusätzlich verdiente Fünfer hatte ich auch eingesteckt. Bald war ich am Ende meiner Tour. Wenn ich die «Weisse Rose» hinter mir hatte, waren nur noch zwei Hefte zu vertragen, und dann konnte ich nach Hause traben und der Mutter das Geld auf den Stubentisch zählen und abrechnen.

Vor der Wirtschaft indes hielt ich unvermittelt an und lauschte. Durch die geschlossenen Fenster hindurch hörte ich eine heiser grölende Männerstimme, und der Mann sang ein Lied, das in diesem tristen Viertel und mit dem unsäglich nüchternen Trinklokal nicht entfernt zusammenstimmt. «Hab' oft im Kreise der Lieben, im duftigen Grase geruht...», grölte der Sänger mit voller Lautstärke, «...und mir ein Liedchen gesungen, und alles war hübsch und gut...»

Ich zog das druckfrische Heft aus der Tasche, um es bei der Hand zu haben, und trat entschlossen ein.

Über die zwei Stufen hinuntersteigend, erblickte ich zwei Männer am Büffet. Der eine war gross, eine athletische Erscheinung, der andere von kleinem Wuchs, rundlich und fett. Der Hüne, dessen abgegriffene Schirmmütze schräg auf dem krausen Haar sass, war der Sänger. Er reckte sich, hob mit einer weinseligen Geste das halbvolle Glas vor seine trunkenen Augen, räusperte sich und begann mit gewaltsam pressender Stimme ein Lied zu singen, das, wie das eben gehörte, in diese Kneipe passte wie die redensartliche Faust auf das Auge.

«Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich sooo traurig binn...»

Mit einem wahrhaft tierischen Ernst und lächerlich verklärten Augen presste der Mann Heinrich Heines Lied von der sagenhaften Loreley aus sich heraus.

Die Wirtin hatte ihre Arme auf die Theke gelegt und blickte mit gleichsam versteinertem Gesicht scheinbar teilnahmslos vor sich hin. Der kleine Dicke hatte einen Arm um den Nacken



Alle trugen sie ihre enganliegenden Fähnchen
aus schwarzem Satin,....

der Serviertochter gelegt, weniger wohl aus Liebebedürftigkeit, als weil er einen Halt brauchte. Mit leicht hervorquellenden, wässrigen Froschaugen glotzte er zu seinem Kumpan auf und lächelte einfältig. Den zerbeulten Hut mit dem Fettring hatte er über die Stirn geschoben, die Halsschlaufe hing wie ein Fetzen an ihm und entblösste sein blaues Hemd. Sein Vollmondgesicht war nicht unsympathisch. Es strahlte eine – ich möchte fast sagen – fatale Gutmütigkeit aus und war rotgestriemt, wie wenn es eine Weile kräftig geohrfeigt worden wäre. Und es war dieser kleine Dicke, der mich zuerst wahrnahm, möglicherweise wie durch einen Nebelschleier; er glotzte blöde verblüfft, wandte seine Augen nicht mehr von mir ab, beglotzte mich wie eine ausserirdische Erscheinung.

«...ein Märchen aus uralten Zeiten, das geht mir nicht aus dem Sinn...» grölte der Hüne. Er

sang mit rührseliger Inbrunst, presste nicht nur seine ganze Kraft in die Stimme, sondern auch seine entrückte Weinseligkeit und vielleicht auch die dumpfe Sehnsucht verschütteter Jahre, einer für immer verlorenen, glücklicheren Kindheit.

Die zwei Arbeiter hatten vermutlich, wie das damals noch so oft geschah, gleich nach dem Heulen der Fabriksirene eine Pintentour gemacht und waren in der «Weissen Rose» gelandet. Auf dem Tisch hinter ihnen lagen ihre zusammenengerollten, schmutzstarrenden Überkleider.

Lange hatte ich nicht auf das Ende des Liedes zu warten, denn dem Sänger versagte unvermittelt die Stimme. Er hatte sie überfordert und verstummte nach einem schrillen Krächzen. Die Zuhörer lachten schallend auf, nur das Gesicht der Wirtin blieb unbewegt.

Jetzt führte der Hüne sein Glas zum Mund und leerte es mit einem Zug; dann schnalzte er und stiess völlig unerwartet einen markerschütternden Jauchzer aus, der von den rauchdunklen Wänden gellend widerhallte. An seiner schweren Trunkenheit war jedenfalls nicht mehr zu zweifeln.

Die Wirtin war auf die stur glotzenden Augen des kleinen Dicken aufmerksam geworden und geruhte, mich endlich zu bemerken. Unterkühlt wie immer sagte sie: «So – hast du das Heft, Bub?»

Ich nickte und reichte ihr die Zeitschrift, die sie mit zwei Fingern entgegennahm und auf den Tisch warf. Dann schöpfte sie eine Handvoll Kleingeld aus ihrer Tasche und steckte mir einen halben Franken zu.

«Der Zehner ist für dich», sagte sie.

Ich bedankte mich hastig und wollte verschwinden, doch hatte mich der Hüne inzwischen fixiert, war mit zwei unsicheren Schritten bei mir, griff mit einer Hand unter mein Kinn, hob mein Gesicht empor, zog die Brauen über der Nasenwurzel zusammen und blickte mich finster forschend an. Dann sagte er mit seinem heiseren Bass: «Wie heiss-heissest du, Büblein?»

Ich beantwortete eingeschüchtert die Frage und blickte in das stoppelbärtige Gesicht des Mannes, in seine trunkenen Augen und vor allem ganz fasziniert in seine grossen und behaarten Nasenlöcher.

«Bist du ein braves Bür-bürschlein, he? Musst du auch schon Geld ver-verdienen in dieser lausigen Welt? Ver-verdienst einen Schnaps, einverstanden? Willst du einen Schnaps? Schnaps heisst ein... Dann kannst du wieder springen wie ein junger Hund. Du ha-ast ja eine eiskalte Nase, wie eine Hundeschнауze. Du musst unbe-bedingt einen Schnaps haben, einverstanden!»

Der kleine Dicke mit dem Ohrfeigengesicht kicherte einfältig und glotzte mich immer noch wie ein Naturwunder an. Die Kellnerin hatte sich aus seiner Umklammerung befreit und betrachtete mich ebenfalls mit spöttischer Neugier.

«Nein, danke, ich möchte keinen Schnaps», sagte ich übereifrig und schüttelte heftig abwehrend den Kopf. Und im gleichen Augenblick entwand ich mich der liebkosenden Hand des Hünen, machte kehrt und wollte entweichen, doch schon spürte ich schmerzhaft seine zupackende Prätze an meinem Oberarm, die ihn wie eine Zange umklammerte – und ich war gefangen.

«Was da – nein?» Er blickte mich dumpf forschend an. «Wa-was soll das heissen, Bürschlein? Du willst keinen Schnaps von mir annehmen? Wenn ich dir einen Seelentröster offeriere, dann hast du schön ja zu sagen. Ver-verstanden?»

«Ich darf aber keinen Schnaps trinken!» stammelte ich dem Weinen nahe.

«Ich trinke keinen Alkohol. Ich bin im Hoffnungsbund.»

Mein freimütiges Bekenntnis hatte eine fatale Wirkung. Die Trunkenbolde brachen in ein schallendes Gelächter aus, die Kellnerin lachte mit, und die Wirtin verzog ihr Gesicht zu einem säuerlichen, verächtlichen Lächeln.

«Er ist im Hoffnungsbund!» brüllte der Hüne.

«Im Hoffnungsbund!» krächte der kleine Dicke und wurde ganz blau im Gesicht.

«Lach nicht so saudumm, August!» herrschte ihn der Hüne unwirsch an. «Du ha-ast ja auch schon unterschrieben – du Feigling. Und nicht einmal vier-vierundzwanzig Stunden hast du durchgehalten, Waschlappen.»

Er blickte seinen Saukumpan verachtungsvoll an, blickte ihn an wie ein Reptil, machte eine wegwerfende Handbewegung und fügte hinzu: «Du bist und bleibst ein hoffnungsloser Alkoholiker.»

«Ein hoffnungsloser Hoffnungsbündler», wieherte der kleine Dicke, und das läppische Wortspiel gefiel ihm so gut, dass er es mehrmals vor sich hinlallte.

«Wenn du ein Blaukreuzler bist, Bürschlein», wandte sich der Hüne mir wieder zu, «dann musst du erst recht einen Schnaps trinken, verstanden? Ich will es so. Verstanden? Diese Schwachstrombrüder können mir... verstanden? Ein grosser Schnaps, Ella! Aber dalli-dalli...»

«Wenn er doch keinen Schnaps mag, Karrer», antwortete die Kellnerin, und schon sah ich in ihr meinen rettenden Engel und blickte sie mit flehenden Augen an. «Vielleicht möchte er lieber ein Sirüpfchen...» Sie lachte amüsiert, doch war ihr gewiss ernsthaft daran gelegen, mir aus der Klemme zu helfen.

«Maul zu!» brüllte der Unflat sie jähzornig an. «Einen grossen Schnaps soll er haben und damit juck! Sirüpfchen kann er meinetwegen in seinem Hoffnungsbund saufen.»

«Ich darf aber nicht!» flehte ich den Hünen mit Tränen in den Augen an. Ich hatte ein Gelübde abgelegt, und das Gelübde war mir heilig. Verzweifelt sah ich mich nach einem Ausweg um. Die Tür war zum Greifen nahe, und unvermittelt riss ich meinen Arm aus der Hand des Betrunkenen, doch in meiner Verwirrung hatte ich die zwei Stufen vergessen, stolperte über die erste und stürzte hin.

«Verdammich! Was fällt dem Bürschlein ein? Hast du das in deinem Hoff-Hoffnungsbund gelernt?»

Seine rauhe Prätze nahm mich am Kragen und hob mich wie einen Hampelmann auf die Beine.

«Hiergeblieben! Stillgestanden! Ich will dir einen Schnaps offerieren und dich zu einem Mann machen, und du willst mir kneifen, Häslein, das fehlte noch. Schäm dich, zum Donnerwetter noch einmal!»

«Schluss jetzt mit dem Theater», ergriff endlich die Wirtin energisch das Wort. «Lass den Bub laufen, Karrer. Wenn er nicht will, will er nicht.»

«Und er muss, verdammich noch einmal!» brüllte Karrer wutentbrannt und schüttelte mich. «Wer hat hier zu befehlen: ich oder du? Wenn ich einen Mann aus ihm machen will, ist



«Wenn du ein Blaukreuzler bist, Bürschlein», wandte sich der Hüne mir wieder zu, «dann musst du erst recht einen Schna-aps trinken, verstanden?»

das meine Sache, verstanden? Kommt der Schnaps endlich?» fauchte er das Mädchen wütend an.

Die Wirtin schwieg verdrossen. Sie gab zu erkennen, dass sie in der Tat nicht befohl. Deshalb aber der Hüne in der «Weissen Rose» so selbstherrlich herrschte, das vermochte mein schlichter Bubenverstand zum Glück noch nicht zu durchschauen.

Die Kellnerin nahm ein Schnapsglas vom Schaff (ein kleines, wie ich zu ihren Gunsten sagen darf), füllte es mit einer giftgrünen, öligen Flüssigkeit und überreichte es dem Trunkenbold.

Die Tränen konnte ich nun nicht mehr länger stauen. Wehrlos dem Rohling ausgeliefert, wagte ich auch keinen Fluchtversuch mehr. Als er indessen mit der einen Hand noch kräftiger zu-

packte und mit der anderen das Glas meinem Munde näherte, bäumte ich mich von neuem mit aller Kraft auf und schrie tränenerstickt: «Nein! Ich will nicht! Ich will nicht!»

«Verdammich noch einmal!» brüllte er, «ob du willst oder nicht, du musst! Und wenn des Teufels Grossmutter auf Stelzen daherkommt, den Schna-aps musst du saufen.»

Ach, wenn er doch nur mit Schwefel und Feuer gekommen wäre, der Teufel oder seine Grossmutter! Er hätte meinem Quälgeist bestimmt Beine gemacht und mich aus seinen Klauen befreit.

«Jetzt reicht es aber, Karrer», zischte die Wirtin aufgebracht. «Wenn du mir Scherereien auf den Hals lädst, kannst du sie ausbaden, du Narr.»

Der Hüne schien taub. Sein Wunsch und Wille, mich mit einem Schnaps zu laben und zu einem Mann zu machen, war zu einer fixen Idee geworden. Weder Vernunft noch dem Mitleid zugänglich, war es ihm unbegreiflich, dass ich mich dem «Labsal» dermassen eigensinnig und hartnäckig widersetzen konnte.

Mein Sträuben war umsonst. Plötzlich fühlte ich mich von hinten umklammert. Der kleine Dicke hatte heimtückisch und blöde kichernd seine Arme um meine Brust gespannt. Der Hüne umfasste meine beiden Armgelenke mit einer Hand. Jetzt war ich völlig wehrlos und starrte wie gelähmt in die stumpfen Augen des bärenstarken Mannes, starrte wieder in seine grossen schwarzen Nasenlöcher empor und atmete den widerlichen Schnapsdunst aus seinem Munde ein. Und ich musste mir die giftgrüne und pfefferscharfe Flüssigkeit einflössen lassen; das heisst, ein Teil davon rann über meine Mundwinkel und das Kinn am Hals entlang, weil die Hand des Hünen unsicher war und stark zitterte, einen kleinen Rest aber musste ich wohl oder übel schlucken.

«So, mein Häslein, das wäre erledigt», sagte er sichtlich zufriedengestellt, und sie gaben mich endlich frei. «Hat es gut getan? Brennt das Feuerlein?»

Es hatte weder gut getan, noch brannte es, denn ich hustete zum Gotterbarmen, und die Augen liefen mir von neuem über.

Die Trunkenbolde lachten schallend über ihren läppischen Bubenstreich. Gleichzeitig aber vollzog sich in meinem Quälgeist auch eine Wandlung. Er fuhr mit seiner gewaltigen Prätzen liebevoll über mein Haar, tätschelte aufmunternd meinen Rücken und sagte verlegen grinsend mit seinem mannhaften Bass: «Ich hab' es doch bloss gut gemeint mit dir. Jetzt bist du bei-bei-nahe ein Mann geworden – oder etwa nicht? In deinem Alter, Kleiner, hatte ich schon meinen ersten Bombenrausch hinter mir, und wie du siehst, bin ich nicht daran gestorben.»

Ich konnte die zwei nur noch verschwommen wahrnehmen, so arg hatte mich die Vergewaltigung hergenommen. Und ich hatte nur noch einen einzigen Gedanken: fort! Endlich entrinnen. Ungestüm sprang ich über die zwei Stufen empor, fand den Türgriff, riss daran, stürmte in den Ausgang und von dort ins Freie, in die nebelrauchende, abenddunkle Fabrikstrasse hinaus.

Ich rannte, bis ich ausser Atem war. Dann lehnte ich heftig schnaufend an einem Zaun und wischte mir mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht. Und erst jetzt spürte ich den Geschmack von Pfefferminze auf meiner Zunge, der eigentlich, wie ich fast ein wenig schuldbewusst feststellte, so übel nicht war. Und mit diesem nicht unangenehmen Geschmack auf der Zunge begann ich wilde Rachepläne zu schmieden. Wenn ich einmal gross und stark bin, so dachte ich, und allzulange konnte das nicht mehr dauern, wollte ich diese Trunkenbolde töten. Auch fiel mir mit einem gewissen Gefühl von Genugtuung ein, dass ich zum erstenmal in meinem Leben für meine Überzeugung gedemütigt worden war, dass ich für sie gelitten und mich zur Wehr gesetzt hatte. Und obwohl ich mir schon beim Fortlaufen geschworen hatte, der Mutter alles brühwarm zu erzählen und ihr keine noch so geringfügige Einzelheit vorzuenthalten, behielt ich dann, als ich nach dem Ende meiner Tour nach Hause kam, mein aufwühlendes Erlebnis doch für mich. Das hatte seine guten Gründe; denn erstens dachte ich in meinem tief verletzten Stolz, ich hätte mir selber helfen können, und zweitens wollte ich auf den allwöchentlich fälligen Zehner Trinkgeld der Wirtin nicht verzichten.

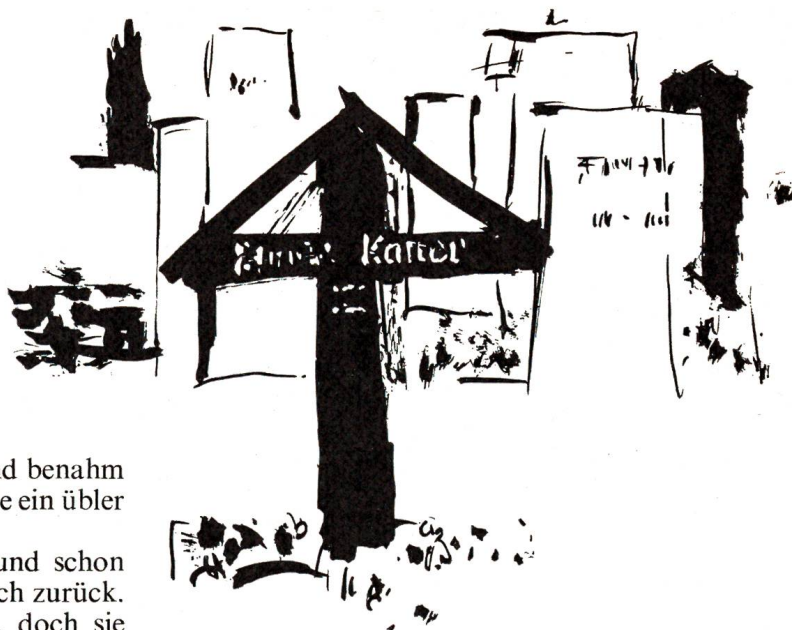
Mein «mannhaftes» Schweigen machte sich bezahlt; denn als ich am darauffolgenden Samstagnachmittag mit bangen Vorgefühlen wiedervor der «Weissen Rose» erschien, ging ich vorsichtshalber nicht über die Schwelle der Wirtsstube. Ich pochte so lange an die Tür, bis die vergräzte Frau erschien. Sie nahm das Heft entgegen, klemmte es unter den Arm und zählte mir einen halben Franken in die Hand. «Der Rest ist für dich», sagte sie kühl wie immer und benahm sich ganz so, als ob in ihrer Spelunke nie ein übler Spass mit mir getrieben worden wäre.

Doch als ich mich bedankt hatte und schon wieder auf der Strasse war, rief sie mich zurück. Ich währte, mich verhöhnt zu haben, doch sie nickte mir auffordernd zu, und mit zögernden Schritten kehrte ich um. Sie griff in ihre Schürzentasche, förderte eine Schokolade zutage und sagte mit dem Anflug eines Lächelns: «Das wirst du wohl mögen...»

Sie gab mir die Schokolade und verschwand grusslos in der Wirtsstube, in der auch an diesem Abend einige Zecher lärmten.

In der Folge pochte ich nun jeweils so lange an die Tür der Wirtsstube, bis die Wirtin oder die Kellnerin öffnete und mir das Heft auf der Schwelle abnahm. Und stets wenn die wortkarge Frau mit der königlichen Haltung und dem verdrossenen Antlitz erschien, schenkte sie mir zum Zehner hinzu regelmässig eine Kleinigkeit; eine Rippe Blockschokolade, einen altbackenen Nussgipfel, Bonbons oder eine Brezel, die ich auch schätzte, wenn sie steinhart war.

Bemerkenswert an dieser Wirtshausepisode ist, dass sie sich fast wie von selber zu einer Geschichte rundet. Und das Leben hat dieser Geschichte ausserdem eine Moral angehängt; denn der als Trunkenbold weitem bekannte Hüne namens Karrer starb einige Jahre später im Delirium tremens, im Säufervahnsinn, und es hiess durchaus glaubhaft, er habe in seinen letzten Tagen und Stunden fast pausenlos gesungen, möglicherweise also auch die trauten Volkslieder, die



...der als Trunkenbold weitem bekannte Hüne namens Karrer starb einige Jahre später im Säufervahnsinn...

er damals, an jenem Samstagabend in der «Weissen Rose» zum besten gegeben hat.

Der kleine Dicke mit dem Ohrfeigengesicht anderseits wurde nach dem Ableben seines Saufkumpans Abstinenz. Nicht bloss für vierundzwanzig Stunden, wie Karrer gehöhnt hatte, sondern für dauernd. Jahrelang hatte er seinen Zahntag buchstäblich durch die Gurgel gejagt – und von einem Tag zum andern wurde er zu einem rechtschaffenen Mann mit einer trüben Vergangenheit. Er sei eben in gute Hände gekommen, so wurde das Wunder einleuchtend erklärt, und mit den guten Händen war seine kleine, rothaarige und energische Frau gemeint, die ihn im Zügel hielt, ihm gesunde, prächtig gedeihende Kinder schenkte und seinem jahrelangen Luderleben ein Ende bereitete.

In der Fertigungshalle der General Motors hängt ein grosses Schild:

«Zum Zusammenbau eines Automobils sind 1000 Arbeitskräfte nötig. Das Zerlegen kann ein einziger Mann besorgen.»